

EUROPAVERLAG

FEDERICA
DE CESCO

DIE NEUNTE
SONNE

EUROPAVERLAG

Wie immer für Kazuyuki

»Die Menschen lassen ihr Lebtage nicht
von ihrer Liebe und nicht von ihrem Hass.«

EIJI YOSHIKAWA, »MUSASHI«



Vollständige Taschenbuchausgabe 2021
© 2015 Europa, ein Imprint der Europa Verlage GmbH, München
Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich
Satz: BuchHaus Robert Gigler, München
Druck und Bindung: C.H.Beck, Nördlingen
ISBN 978-3-95890-415-6
Alle Rechte vorbehalten.
www.europa-verlag.com

1. KAPITEL

DER HIRSCHKÄFER

Seitdem ich krank bin, kommen alte Erinnerungen zu mir. Bilder bewegen sich an meinen Augen vorbei, und ich bewege mich mit ihnen, von einem Punkt zum anderen. Manche dieser Bilder sind ziemlich grell, lichtgetränkt. Ich weiß nicht, ob es Bilder sind, die es gibt oder jemals gegeben hat. Ich habe so verrückte Träume. Seit einigen Tagen liege ich da ohne Schmerzmittel, ohne Schlaftabletten, ohne die Furcht, an meinem eigenen Atem zu ersticken. Es riecht nach sauberen Reisstrohmatte und nach Kampfer. Gerüche, die ich mag. Zunächst habe ich die Traumbilder ohne Interesse betrachtet, nur um die Zeit totzuschlagen. Womöglich fantasierte ich ja. Aber die Bilder wandern an meinen Augen vorbei und ziehen mich mit sich, ein unwiderstehlicher Sog. Sie flimmern nicht und verschwinden auch nicht. Ich sehe sie hinter meinen Pupillen bei Licht und bei Dunkelheit. Ich denke an ganz gleich was, ihre Umrisse sind immer klar. Sie sind wie ein Fenster zu einer anderen Dimension. Es geht nicht, denke ich, dass hinter diesem Fenster etwas ist, das ich nicht sehen kann. Das macht mich reizbar. Ich fühle mich zunehmend unbehaglich, verstricke mich in Phasen krampfhafter Unruhe. Bis ich auf einmal ganz still liege. Etwas ist da. Ich würge Schleim herunter, spüre in mir eine Hebung und Senkung. Unvermittelt explodiert die Luft um mich herum. Alle

Geräusche dieser Welt verschwinden. Aus dem Nirgendwo schwebt – wie eine Leuchtspur – ein Bild dicht vor meinen Augen empor und öffnet sich. Ich bin sofort innen drin.

Ich bin neun Jahre alt. Ich hänge mit den Knien kopfüber an einem Ast des höchsten Baumes im Garten und schaukele in zehn Metern Höhe. Meine Mutter steht unten und ruft, ich soll sofort heruntersommen. Inge, die junge Kinderfrau, steht neben ihr, knetet die Hände und jammert: »Ach lieber Jesus, heilige Maria! Wenn ihm nur nichts passiert ...« Meine Schwester Amanda tobt und schreit wie am Spieß. Sie will auch auf den Baum, und Inge hält sie fest. Ich sehe das alles von oben, ich bin glücklich, völlig in meiner Welt, fühle mich leicht wie eine Seifenblase und zugleich voller Kraft, der Himmel schwankt mit mir hin und her. Ich gebe immer mehr Schwung, der Himmel schaukelt stärker, bis der Ast den Druck nicht mehr aushält und entzweikracht. Meine Mutter schreit, ich fliege an Zweigen, an grünen Blättern vorbei. Ich lande mit dumpfem Aufprall. In den wenigen Sekunden, da alle wie gelähmt sind, höre ich Blätter rascheln. Ich spucke einen Brocken Erde aus, und dicht vor meinem Gesicht kriecht ein Hirschkäfer hervor. Ein paar Atemzüge lang starren wir uns an – der Käfer und ich. Er bewegt die Fühler, hebt den Kopf, und ich sehe unter den Hörnern so etwas wie ein Gesicht. Sein Anblick weckt eine Assoziation in mir, die ich nicht begreife, nicht begreifen kann, weil sie noch unendlich weit von mir entfernt ist. Schon läuft Mutter auf mich zu, zerrt mich hoch, betastet mich.

»Um Gottes willen, Alexander, hast du dir wehgetan? Hast du dir ein Bein gebrochen? O Himmel, mehr Glück als Verstand!«

Ich beachte sie kaum. Mein Kopf ist gedankenverloren zur Seite geneigt. Ich suche den Hirschkäfer. Irgendwo muss er sein. Doch ich sehe ihn nicht mehr. Er hat sich unter den Blättern verkrochen.

Das war der Anfang. Ich trug diesen Anfang in mir, unzugänglich, unerkant: eine Erinnerung an die Zukunft, wenn so etwas

möglich ist. Ich befand mich in einer Vorwelt, in der alles geschehen konnte, nur nichts Gutes. Die kommende Zeit bewegte sich auf mich zu, mit ihren kreisenden Sternen. Aber woher sollte ich das wissen?

Und jetzt liege ich auf meinem Futon, der hierzulande üblichen Bettmatratze, und bin wütend auf mich selbst. Erster Fehler: dich zu erinnern. Lass das gefälligst, Alexander! Willst du unbedingt wissen, wie verflucht noch mal alt du bist? Ja, und wie alt bist du, sag es doch? Bald hundertjährig? Das glaubst du wohl selbst nicht! Dass Schlimmste dabei ist, dass andere annehmen, du hättest etwas dabei gelernt. Man sagt, im Alter käme die Weisheit. Was heißt das schon? Dass du noch nicht völlig gaga bist? Zweifellos, sonst hättest du nichts Rationales mehr im Kopf, nur Irrationales. Dann wärest du den ganzen Ballast los, diese Schlacken eines hundertjährigen Lebens. Aber solange du dich erinnerst, kann nichts weggewischt oder ausgerangiert werden, runter in den Keller der Vergangenheit. Kein Hausputz im Kopf, Alexander. Für wie lange Zeit noch?

Denn irgendwann wird es aufhören. Irgendwann wird es eine Zäsur geben, eine klare Trennung zwischen damals und heute. Bis dahin bin ich wie ein Lachs, der auf dem Weg zu seinem Quellgebiet den Fluss aufsteigt. Ich spüre, dass ich mich vorwärtsbewege, heimlich und fast verstohlen, in einer Art verzweifelter Dringlichkeit gegen den Strom ankämpfe. Und wozu, bitte schön? Ich finde keine Antwort, und das deprimiert mich. Deprimiert! Ich habe mir noch nie überlegt, was für ein hochtrabendes Wort das ist! Zudem hat ein alter Mann nicht deprimiert zu sein. Auch nicht, wenn er sich mit krummem Rücken durch die Straßen schleppt. Ein alter Mann soll seine alberne Erscheinung in Kauf nehmen, ruhig werden und akzeptieren, dass der Tod kein Skandal ist, sondern Biologie.

Das geht mir sehr gegen den Strich. Und nach der Kremation, nach dem Herunterkühlen, wer wird mit elegantem Stäbchengriff

meinen zweiten Wirbelknochen aus der Asche fischen um ihn – wie es sich gehört – in die Urne zu legen? Da ist keiner mehr, der das für mich tun könnte. Kazuko Sato vielleicht? Ja, Kazuko würde mir diesen Wunsch nicht abschlagen. Wir sind Nachbarn seit über fünfzehn Jahren, nur ein schmaler Gartenweg trennt ihr Haus von dem meinen. Trotzdem verschiebe ich das peinliche Gespräch von einem Tag auf den anderen.

Denn obwohl der Umlauf meiner Lebensuhr fast vollendet ist (nehmen wir mal an, der Zeiger stünde auf eine Minute vor zwölf), bilde ich mir ein, ich wäre noch fähig, diesen Zeiger zurückzudrehen. Und ich schlafe ein mit dem Gedanken, morgen bin ich wieder jung und mache dieses und jenes. Und wenn mich um sechs die vertrauten Schreie der Raben wecken, höre ich zugleich das Knarren in meiner Brust. Ich spucke zähen, grünen Schleim und komme ohne Hilfe kaum auf die Beine. Es geht nur, wenn ich krieche und mich an irgendeinem Möbel hochziehe. Wie verwirrend, frustrierend und aufreibend das ist! Mein gegenwärtiger – und offenbar endgültiger – Zustand gibt mir nur ein minimales Maß an Freiheit. Ich kann nachdenken oder schlafen. Das sind meine Möglichkeiten, nicht mehr und nicht weniger.

Immerhin kann ich Yae noch sehen. Das ist schon was. Nein, das ist – wenn ich's recht bedenke – das Wesentliche.

In einem geschnitzten Rahmen hängt die Fotografie an der Wand gegenüber, damit ich sie immer im Auge behalten kann. Yae trägt einen Kimono mit einem Muster aus Libellen und Sommergräsern. Trete ich näher an das Bild heran, sehe ich ihr seidenweiches sinnliches Lächeln, das – wenn es die Umstände verlangten – wie ein Messerschnitt aufglänzen konnte.

Yae war klein von Gestalt, doch in ihrer Haltung lag etwas, das sie größer erscheinen ließ. Ihr Körper war athletisch und geschmeidig wie der einer Tänzerin. Ihr Haar war lang und dick und tiefschwarz, so schwarz, dass es purpurn schimmerte. Die hohe Stirn, die länglichen Wangen gaben ihrem Antlitz die Form einer

Mandel. Es war kein sanftes Gesicht; ihre schmale Nase war edel geformt, sie hatte ein eckiges, fast maskulines Kinn und hoch angesetzte, kräftig ausgeprägte Wangenknochen. Ihre Zähne waren stark und weiß, die unteren Schneidezähne standen leicht vor. Ihre Augen sahen einen nicht gerade an, sondern immer ein wenig von der Seite. Ihr Blick war scharf und abschätzend und hochmütig. Es waren Augen wie aus einer alten Legende, wie Penthesileas Augen, vielleicht.

Yae. Man kann ihren Namen nicht übersetzen. Japanische Wörter drücken gleichzeitig die Bilder aus, die der Klang solcher Wörter erweckt. Yaes Name bedeutet »Achtfache Kirschblüte«, aber damit ist die volle Bedeutung noch nicht erfasst. Er bedeutet: der herrliche Anblick, wenn die meisten Bäume noch kahl sind und die Kirschblüten wie ein rosafarbenes Gewölk Berghänge und Flusstäler bedecken. Nun, man kann einfach in einer anderen Sprache nicht sagen, was der Name bedeutet. Jedenfalls hieß sie Yae. Ich habe immer gedacht, nichts kann uns trennen. Jetzt ist sie tot, und ein Teil von mir hat sich losgerissen. Ein Teil von mir wurde im Feuer vernichtet. Seitdem habe ich das Gefühl, es fehle etwas in meinem Körper. Irgendetwas ist nicht mehr da, wo es hingehört. Deswegen bin ich zornig.

Was übrigens damals den Baum betraf (es war eine Buche) – mein Vater ließ ihn fällen. Eine seiner Ruck-zuck-Methoden. Aber zuerst verpasste er mir eine Ohrfeige, dass mir Hören und Sehen verging. »Eines Tages«, herrschte er mich an, »wirst du dir deinen dummen Schädel brechen!«

Ganz unrecht hatte er nicht: Ich war zweifellos intelligent, aber mir schien es an Verstand zu fehlen. Tatsache war, dass ich keinen Sinn für Gefahr hatte. Aber ich kam fast immer ohne größeren Schaden davon. Schrammen, blaue Flecke, eine Gehirnerschütterung – schlimmer traf es mich nie.

»Du hast einen guten Schutzengel«, pflegte Inge zu sagen. En-

gel, das waren für mich diese nackten, rosigen Wesen, die Speckfalten und goldene Flügel hatten und die sich in unserer Barockkirche unter der Decke tummelten. »Putten« nannte man diese gepuderten kleinen Ferkel. Die waren nichts für mich; die waren für Franziska – Frenzel genannt –, die Heiligenbilder sammelte und schon mit sieben Jahren den Rosenkranz auswendig konnte. Ave-Maria, eine halbe Stunde lang und in allen Variationen.

In unserem Haus war schlechtes Blut. Ein Überbleibsel von Inzucht, ein Gift, das in unserem protzigen Stammbaum vor sich hin moderte. Das Gift regte sich umso ärgerlicher, je mehr wir es vor uns selbst und den anderen verheimlichten. Wir kratzten uns im Verborgenen da, wo es juckte. Wir hatten alle mehr oder weniger einen Dachschaden, wenn nicht Schlimmeres. Sogar mein Vater, der ganz gesund aussah, war schon mit zweiundvierzig moribund, körperlich zerrüttet, eine Jammergestalt. Und ich selbst schleppe achtzig Jahre später noch immer meine Neurosen mit mir herum und gehe nicht hops, obwohl ich mich gründlich satt habe.

»Ich habe so viele hässliche Sachen gesehen«, sagte mir unsere alte Kinderfrau Inge, als ich 1962 zum ersten Mal wieder nach Deutschland kam und sie im Altersheim besuchte. »Eigentlich warst du ordentlich und gut. Und das, was du angerichtet hast, hat dir Gott längst vergeben. Nicht wie deine Schwester Amanda. Nur der Himmel kennt ihre Sünden! Die gnädige Frau Baronin hat jahrelang versucht, sie vor der Verdammnis zu bewahren. Ich ging mit ihr nach Berlin. Amanda trat in einem Kabarett auf. »Schall und Rauch« hieß diese Lasterhöhle! Und Amanda, ach du lieber Jesus! Nackt war sie, splitternackt! In ihrem Alter ...«

Inge bekreuzigte sich hektisch, als ob ihr der Leibhaftige als Nackedei in seiner tollsten Stunde erschienen sei.

Nur Amanda, die am wenigsten Geschädigte von uns allen, gab ihrer Rebellion eine artistische Form, was ich bewundernswert fand und Inge pornografisch. Von der gnädigen Frau Baronin, meiner Mutter, ganz zu schweigen.

Ende Juli hatte ich also einen Schlaganfall. Ich kam von meinem täglichen Spaziergang zurück, schleppte das gefüllte Einkaufsnetz, als mir schwarz vor Augen wurde. Und als ich zu mir kam, beugte sich eine Krankenschwester über mich und fragte, wie ich mich fühlte. Sie war hübsch, mit einem Grübchen am Kinn. Ich hätte ihr gerne zugelächelt, aber die Hälfte meines Mundes war empfindungslos, und ich konnte kaum die Zunge bewegen.

Ich schlief eine Weile. Als ich die Augen öffnete, saß Dr. Kobayashi an meinem Bett. Er nahm meine rechte Hand, und ich antwortete mit leisem Druck. Die Linke lag da, schwer und kalt wie ein fremder Gegenstand. Dr. Kobayashi erzählte mir, dass Nachbarn gesehen hätten, wie ich vor meinem Gartentor zusammenbrach. Sie hätten mich unverzüglich zu seiner Praxis am Ende der Straße geschleppt, und er hätte dafür gesorgt, dass ich ins Krankenhaus kam. Zwei Wochen lag ich da. Um mich zu drehen, musste ich den linken Arm mit der Rechten heben. Nach einigen Tagen bewegten sich die Finger wieder, Griff um Griff. Berührte ich meinen Arm, war das Gefühl darin dumpf, aber es war vorhanden. Ich konnte auch wieder sprechen. Dr. Kobayashi meinte, dass ich Fortschritte machte. Und tatsächlich, nach den ersten Bewegungen, nach den ersten Worten dauerte es nicht lange, bis ich meinen Arm wieder zu bewegen vermochte, jeden Tag ein wenig mehr. Ich konnte mich aufsetzen, und Keiko, die niedliche Krankenschwester, stützte mich, während ich meine ersten Schritte machte. Sie hatte ein madonnenhaftes Lächeln, Keiko. Die innere Beuge ihres Armes war weich und zart, und für eine Japanerin hatte sie üppige Brüste. Ich spürte sie durch ihren dünnen Kittel. Die Lusternheit schwebte in den nebelhaften Dämmerbezirk meiner Seele, fernab der Impotenz des realen Lebens. Ich tätschelte Keikos Arm als Ersatz. Sie tat so, als merkte sie es nicht, während sie mich durch die Gänge zog. Sie brachte mich auch zum Lokus und wartete taktvoll vor der Tür, bis ich fertig war. Als ich nach Hause konnte, hätte ich sie gerne mitgenommen. Wie meine Pantoffeln oder den Bademantel. Eine

Frau, die mir die nassen Unterhosen wechselt, ihre Nippel wie einen Schnuller in den Mund schiebt. So weit war es also mit mir gekommen. Keiko selbst musste froh sein, dass sie mich los war. Es gab Patienten, die charmanter waren. Ich bin krumm und so dünn, dass mein Schatten Löcher hat. Der linke Winkel des Mundes und das linke Augenlid sind herabgezogen, diese Seite meines Gesichts sieht immer verdrossen aus. Was meiner Gemütsverfassung bestens entspricht. Immerhin meint Dr. Kobayashi, ich hätte keinen dauerhaften Schaden erlitten, und verordnet mir Ruhe. In der brütenden Augusthitze kann ich mich ohnehin kaum bewegen. Kazuko kauft für mich ein, bringt mir warmes Essen aus der eigenen Küche. Hierzulande helfen die Nachbarn einander. Kazukos lethargischer Mann sitzt in irgendeinem Verwaltungsrat und geht nächstes Jahr in Rente. Kazuko freut sich nur mäßig darüber. »Was mache ich mit dem Alten, wenn er den ganzen Tag zu Hause herumlungert? Ihr einziger Sohn ist mit seiner Familie nach Osaka gezogen. Kazuko wird zweiundachtzig, sieht aus, als könnte sie ein Hauch davonwehen, und sprüht wie ein junges Ding vor energischer Tatkraft. Ich kann nur neidisch sein. Und es bedrückt mich, dass ich nur meine Kremation im Kopf habe und mich anderen gegenüber so wenig erkenntlich zeige. Doch ich fühle mich je länger, je schwächer dazu. Außerdem schlucke ich Medikamente, die meine Wahrnehmung trüben. Ich sehe Bewegungen zwischen Fenstertür und Blumentöpfen. Verschwommene Formen regen sich da. Eigentlich ahne ich sie mehr, als dass ich sie sehe, aber sie erinnern mich eindeutig an meine Eltern. Nachdem ich mich vor einigen Tagen so vieldimensional an früher erinnert hatte, macht mich ihre hartnäckige Präsenz reizbar. Denke ich an die Verstorbenen, gehen meine Gedanken eigene Wege, überschreiten unbefangenen jenen Punkt, an dem alle fernen Dinge zu einer Vibration werden, dem wahren Leben ähnlich. Was ich ganz gut kann, ist, genuschelte Selbstgespräche führen, bis ich schläfrig werde und mich treiben lasse. Mein Rationalismus wehrt sich nicht im Geringsten dagegen.

Und irgendwann geht in meinem Kopf etwas vor: Mein Hirn vollführt eine Art Drehung, blaue Flüssigkeit rieselt mir über die Augen, und zwischen den Tropfen glaube ich die Gestalten deutlicher zu sehen. Und jetzt nehmen wir mal an, dass sie wirklich da sind. Warum auch nicht? Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, das sage nicht ich, das sagt Shakespeare. Wie dem auch sei, die Prozedur strengt mich gewaltig an und zerrt an meinen Kräften, aber ich merke intuitiv, wann der richtige Augenblick gekommen ist, wann ich die Erscheinungen festhalten muss, ehe die Wahrnehmung nachlässt. Und gelegentlich klappt es richtig gut. Mit Vater und Mutter, die aus einer Zwischenwelt auf mich herabblicken, habe ich, wie man anno dazumal sagte, »ein Hühnchen zu rupfen«, und zwar ein ganz fettes. Davor graut mir, ehrlich gesagt. Aber ob es mir gefällt oder nicht, zwischen uns besteht ein Blutsband. Und es kann ja sein, dass wir unsere gemeinsame Paranoia loswerden und uns – na ja – irgendwie ergänzen. Aber zuvor muss ich mit den alten Herrschaften eine Anzahl unerfreulicher Gespräche führen, anders kommen wir ja nicht vom Fleck. Ich verzichte also darauf, die aufdringlichen Gäste zu vertreiben, und wir unterhalten uns.

2. KAPITEL

EHRENWERTER HERR VATER

Mutter soll sich – bitte schön – gedulden. Ich kann mir schon erlauben, ein wenig unhöflich zu sein. Im Jenseits ticken die Uhren nicht mehr. Kein Pendelschlag skandiert den Tagesablauf: Frühstück, Mittagessen, Fünfuhrtee, Diner. Wir Kinder hatten auf die Minute pünktlich zu sein, beide Hände auf der Stuhllehne, bis man uns zum Sitzen aufforderte. Sonst wurde uns die Mahlzeit verdorben. Und da für die Frau Mutter die Zeit kein Problem mehr ist, nehme ich mir zunächst den alten Herrn vor. Als Hors d'œuvre sozusagen. Und da steht er auch schon, in langen Unterhosen, und sieht lächerlich aus. Ich bestehe auf dem »Du«, eine Unverfrorenheit in Anbetracht früherer Sitten, als man in vornehmen Kreisen nicht nur bei Tisch, sondern auch im Ehebett »Sie« sagte. »Habe ich Sie erfreut, meine Teure?« Etwas in dieser Art.

»Du bist mit zweiundvierzig gestorben. In Wirklichkeit begann dein Totsein viel früher. Nicht lange nach der Pubertät, nehme ich an.«

Der alte Herr versteht nichts von Psychologie.

»Was soll das heißen? Drücke dich gefälligst klar aus.«

»Das soll heißen, dass du keine eigene Meinung hattest. Du warst ziemlich auf Draht, wenn es um Geschäfte ging, das war schon alles. Die ganze Welt war für dich nur schwarz oder weiß.

Mutter war lilienweiß, wir Kinder waren schwanenweiß, und du warst Lohengrin.«

Er versteht auch nichts von Symbolen.

»Was redest du dir da zusammen? Ich hatte Krebs!«

»Und Metastasen im ganzen Körper. Keine Hoffnung auf Genesung. Und trotzdem musstest du dich im Sterben quälen. Hast dich töricht an dieses schmerzvolle Leben geklammert.«

»Das war eine Verpflichtung. Unser Name, man musste sich darum kümmern. Das waren wir unserem Geschlecht schuldig. Dein Großvater ist würdevoll gestorben. Er hatte noch Ehre im Bauch.«

Ich erinnere mich gut an Großvater, der den alten Gästeflügel unseres Schlosses bewohnte und an einem Augustnachmittag, bei brütender Hitze, plötzlich in den Hortensien lag. Man holte den Arzt, aber da war nicht mehr viel zu machen.

»Hatte er nicht Hämorrhiden?«

Eugen Heinrich, Baron von Gersdorff, ist peinlich berührt. Für ihn bestand ein Individuum nur bis zur Gürtelschnalle.

»Alexander, du bist ungehobelt. Großvater Willibald stellte für uns die Fortdauer dar, die Ordnung, die Ehre. Sein Name soll erhalten bleiben. Er war ein Grandseigneur.«

»Zumindest war er konsequent.«

Großvater Willibald war mütterlicherseits ein Wittelsbacher. Ein Repräsentant des alten Standes und gleichzeitig ein Original. Er war ein berüchtigter Misanthrop. In Japan wäre er Mönch geworden und hätte auf der Suche nach Erleuchtung morgendlich die klösterlichen Fußböden poliert. Er war dafür bekannt, dass er äußerst widerwillig an mondänen Anlässen teilnahm – und dafür berüchtigt, dass seine Zugehörigkeit zum Ritterorden des heiligen Johannes des Täufers zu Jerusalem von Rhodos und von Malta sein einziger Gesprächsstoff war. Womit er seine Zuhörer, die das alles längst auswendig kannten, je nach Neigung zum Lachen oder zum Gähnen brachte. Dabei hatte er nicht einmal etwas dafür getan. Die Diplome waren seinem Vorfahren Maximilian, sattsam als Schurke

bekannt, Ende des siebzehnten Jahrhunderts überreicht worden. Dieser war durch den Salzhandel mit dem Malteser Ritterorden reich geworden und hatte Schloss Eichenhof mit dem nicht sehr sauberen Geld der Johanniter erbaut. Großvater Willibald sah großzügig darüber hinweg. Für ihn waren die Tempelritter die Verkörperung von Adel, Mut und Ehre. In seiner weltfremden Art hatte er wiederholt verkündet, dass er das Schloss bis über seinen Tod hinaus bewohnen würde. Wie er sich das vorstellte, war unklar, denn wir hatten nicht, wie manche Leute gleichen Standes, Grabsteine unter den Wohnzimmerfenstern. Memento mori, immer vor der Nase. Was Großvater betraf, erfuhren wir des Rätsels Lösung erst an seinem Sterbebett. So makaber sie auch sein mochte, hatte die Inszenierung zweifellos Stil. Aber davon später.

Während mir das alles durch den Kopf geht, meint mein ehrenwerter Herr Vater, ein bisschen Moral würde mir guttun.

»Du solltest deinen Großvater seiner Konsequenz zuliebe achten.«

»Ich achte ihn ja auch. Großvater war ein Exzentriker. Ich achte DICH nicht sehr hoch!«

»Ich konnte nicht stolz auf dich sein«, meckert mein unfreundliches Phantom. »Du hattest Glück und bist gesund auf die Welt gekommen. Du trugst eine Verantwortung.«

Hoppla. Die Bemerkung hätte er sich ersparen sollen. Der Bumerang saust sofort auf ihn zu.

»Täusche ich mich, wenn ich den Eindruck habe, dass hier von Rudolph die Rede ist?«

Sein Schatten bewegt sich unruhig. Sogar im Jenseits belastet ihn das schlechte Gewissen.

»Rudolph? Wir hatten ihn den Nonnen anvertraut, das hast du ja noch miterlebt. Es war eine vernünftige Lösung.«

»Ich will jetzt nicht darüber diskutieren«, sage ich, »ob die Lösung vernünftig oder unvernünftig war. Mir kommt eher das Wort Heuchelei in den Sinn.«

»Es war eine bittere Prüfung für uns alle. Deine Mutter hat sich zu Tode geschämt.«

»Geschämt, wieso eigentlich?«

»Du warst zu jung, um das zu verstehen. Jedenfalls habe ich dafür gesorgt, dass die Sache in Ordnung kam. Es war nicht leicht für uns, glaube mir. Und es wäre entgegenkommend von dir, wenn du uns allmählich deine Vorwürfe ersparen würdest.«

»Du machst es dir leicht«, sage ich. »Und ich will sogleich etwas hinzufügen, das du noch weniger gern hören wirst: Wäre Darina meine Frau geworden, hätte sich unser müder Stammbaum erholen können.«

Kaum ist's gesagt, brodeln im Jenseits Gewitterwolken. Jupiter höchstpersönlich kündigt sich an. Mit Donner, Blitz und Hagelsturm.

»Hast du noch die Unverfrorenheit, ihren Namen zu nennen? Diese elende kleine Dirne!«

Ich merke, dass ich mit den Zähnen knirsche wie ein Kater, der einen Vogel sichtet, was dem Messerwetzen sehr nahekommt. Aber ich habe gelernt, mich zu beherrschen. Ich lasse den Hagel prasseln und ziehe nicht den Kopf ein.

»Du und ich werden immer unsere Meinungsverschiedenheiten haben. Darina war keine Dirne.«

»Der Vater war ein bulgarischer Zigeuner! Er war für die Landarbeiten gekommen, fuhr den Mist mit Pferd und Wagen auf die Felder. Jozif – so war doch sein Name – stank nach Jauche und schnäuzte sich zwischen den Fingern, ja, selbst in meiner Gegenwart. Pfui Teufel! Einmal habe ich ihm mein eigenes Taschentuch gereicht.

Ich hatte die Güte, ihn als Gärtner anzustellen, habe ihn und seine Frau vor der Misere bewahrt. Aber Undank ist der Welt Lohn! Paula, die alte Vettel, pflückte nachts das Obst von den Bäumen, stahl unsere Eier. Einmal hat sie sogar eines unserer Ferkel geschlachtet. Von der Muttersau angeblich zertrampelt. Die dreimal

verfluchten Schurken wurden immer anmaßender. Und am Ende haben sie sogar versucht, mich zu erpressen!«

Ich bewahre meine Geduld und entgegne: »Die Eltern mögen Aasgeier gewesen sein. Aber falls du es noch nicht bemerkt haben solltest, Gauner kommen in den besten Familien vor.«

»War das eine Anspielung?«

»Das war eine. Darina hatte mit der ganzen Sache nichts zu tun!«

»Himmel, Alexander! Sei kein Idiot. Glaubst du allen Ernstes, die Eltern hätten diese Sache ausgeheckt, ohne dass die Tochter davon wusste? Und was im Nachhinein mit dieser Schnepfe geschah, bestätigte doch ihr schlechtes Gewissen.«

Den Dingen in meinem Kopf kann ich auf rationale Art nicht ganz beikommen. Aber ich beherrsche mich.

»Unter uns gesagt, Vater, ich würde dich gerne umbringen. Zu deinem Glück ist die Sache schon erledigt. Im Gegensatz zu dir habe ich mir ein verdammt langes Leben zugelegt. Und alles bekommen, was ich wollte. Jedenfalls fast alles.«

»Allmächtiger! Da gibt es nichts, womit du prahlen könntest! Es sagen mir die Sterne, dass du ein Verbrecher bist! An deinen Händen klebt Blut!«

»Ich war im Krieg.«

»Oh, Hölle und Pferdemit! Erspare mir dein Heldenepos an der chinesischen Front. Ich rede von dem, was du Onkel Günther und mir angetan hast! Du hättest an einem Strick baumeln sollen!«

»Ich habe einen starken Lebensfaden, Vater. Wo er auf andere Lebensfäden trifft, nutzt er sie ab.«

Dass ich ein harter Brocken war, stand außer Zweifel. Sonst hätte ich es nicht überstanden. »Wir waren festgenagelt in Schützengräben«, setzte ich fort, »der Haufen der Gefallenen wurde immer höher, und die meisten Verletzten kreppten unter den Händen der

Herren Militärärzte. Und lass dir bloß nicht sagen, menschliche Haare können sich nicht sträuben: Das gibt es!»

»Ja, was hast du denn erwartet?«, sagt Vater. »Dass man dir die Stiefel putzt und Blumen überreicht? Und überhaupt, was soll das Gejammer? Das alles hast du dir selbst zu verdanken!«

Meinem Vater machte die Welt wenig Kopfzerbrechen.

»O nein!«, sage ich.

»O nein, was?«

»Das alles habe ich DIR zu verdanken! Willst du es nicht endlich zugeben?«

Viele Jahre später sagte Toyohisa zu mir, als ich ihm den Schlamm schilderte: »Die Jugend wartet begierig auf Marschbefehle. Aber das Alter kann nur rückwärtsblicken auf traurige Erinnerungen und hoffnungslose Träume.«

Das traf auf mich zu wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge. Schlimmer noch: Ich hatte mich in Marsch gesetzt, ohne dass ich gerufen wurde. Ich hatte ja noch nicht das legale Alter erreicht. Seither weiß ich, dass ich als Narr losmarschiert war, und meinen Doppelweg – den inneren und den äußeren – am Nullpunkt der Weltkenntnisse begonnen hatte. Aber der Weg entsteht nur dadurch, dass die Menschen ihn durchschreiten. Leider können ihn die meisten nicht zu Ende gehen. Der Metzger der Weltgeschichte dreht sie durch den Fleischwolf. Was bleibt, sind Soldatenfriedhöfe und Kreuze wie abgenagte bleiche Knochen, in Reih und Glied aufgestellt, so weit das Auge reicht.

»Du hast mich nie verstanden, du Grünschnabel!«, fängt das Phantom nun wieder an. »Hunderttausende trugen ihre Haut zu Märkte. Und so viele sind gefallen! Ich hatte Angst um dich. Mein Leben mochte mir gleichgültig sein, deines aber war mir teuer.«

Er redet wie in einem Theaterstück. Ich hätte beinahe gelacht. Denn der Herr Baron war nie einberufen worden. Sein Kampf fand nur in seinem Bauchfell statt. Die Krebsforschung steckte noch in den Kinderschuhen. »Eine heimtückische Krankheit«,

nannte man es damals. Es stimmt ja, Vater hat viel gelitten. Und jetzt tut es mir fast leid, dass ich ihn so gehasst habe. Die Zeit vergeht, die Wut ist weg. Was bleibt, sind der Schmerz und danach – im Alter – der Rückzug in sich selbst.

»Pass auf«, sage ich. »Wir brauchen uns doch gegenseitig nichts vorzumachen. Heute verstehe ich dich, irgendwie.«

»Aber warum erst jetzt?«

»Weil du mich verrückt gemacht hast. Ursache und Wirkung, ja?«

»Günther sagte, DU hast dich selbst verrückt gemacht. O mein Gott! Du hast ihn auf dem Gewissen, weißt du das?«

»Onkel Günther war ein Arschloch.«

Ach, der Raum und Zeit übersteigende Groll und die sonderbare, mühelose Welt, in der man sich alles sagen kann! Das Gefühl ist eigentlich recht angenehm.

»Alexander! Nicht diese Ausdrücke! Wenn du mal mit ihm sprechen würdest ... Das geht doch. Ich meine, du sprichst ja auch mit mir ...«

»Bist du noch bei Trost? Willst du, dass ich kotze?«

»Was soll deine Mutter sagen, wenn sie dich so reden hört?«

»Was soll sie sagen? Nichts. Der lüsterne Bock war ja bei ihr ein gern gesehener Gast.«

»Worauf zum Teufel willst du hinaus?«

»Ich? ... Ich rufe dir nur in Erinnerung, dass der Kerl Talente hatte, die du nicht hast. Weißt du noch? Er kam am Sonntag nach dem Kirchgang und ließ sich verwöhnen. Eine leckere Mahlzeit, Dessert und Kaffee. Und nach dem Portwein durfte er Anna unter die Röcke grapschen.«

Bei der Anspielung auf erfolgten Ehebruch kommt meinem Phantom die Galle hoch.

»Pfui, Alexander, mir reicht's! Günther war ein Lackaffe, das gebe ich zu. Aber was du da begehst, ist Rufmord. Jedenfalls habe ich nie Derartiges bemerkt.«

»Das glaube ich dir sofort. Du warst ja pausenlos mit dir selbst beschäftigt.«

»Hör mal, ich hatte eine Beule im Bauch, die schief heraushing und immer dicker wurde ...«

»Das war die Strafe der Götter.«

»Warum der Götter? Es gibt nur einen einzigen ...«

Ich bin ihm nicht mehr böse, aber ich habe ihn satt.

»Los, Vater, geh jetzt!«

Er lässt es sich nicht zweimal sagen, löst sich auf, wie Rauch, und entschwindet beleidigt durch die Fenstertür. Das wär's dann gewesen. Aber das Gespräch hat mich müde gemacht. Ich drehe mich auf die Seite und schlafe ein.

3. KAPITEL

ZWEIFELLOS DIE SCHÖNSTE FRAU DER WELT

Als wir in japanischer Gefangenschaft waren, hatten viele von uns nachts Träume vom Fliegen. Ich fragte, wie hoch sie flogen, ob andere zuschauten und ob das Fliegen mühelos oder anstrengend war. Im Lager sprachen wir offen darüber. Einige sagten, dass sie mit den Armen ruderten, um Höhe zu gewinnen. Andere traten die Luft, als ob sie Fahrrad fuhren. Ich selbst glitt mühelos über die Menge hinweg und sah das Land von oben. Und in dieser Nacht – etliche Jahrzehnte später – führt mich mein Traum nach Oberbayern, an der Grenze zu Österreich. Ich kreise über meine Geburtsstadt Burghausen so mühelos, wie ein Vogel kreist. Meine Arme schweben in der Luft, als habe ich vergessen, dass ich sie ausgebreitet habe. Die alte Burg zieht unter mir vorbei. Die niederbayerischen Herzöge haben sie – mit viel Geld und zur eigenen Glorie – auf einer felsigen Hochfläche errichtet. Diese Hochfläche, einer Steilküste ähnlich, präsentiert sich nicht weniger schroff als die Befestigungswälle. Ich sehe die Ringmauer weit, weit unter mir, sie ist bemerkenswert lang. Die längste der Welt, habe ich mir sagen lassen.

Im Sinkflug wende ich mich jetzt nach rechts. Schloss Eichenhof – unser Schloss – stand einst auf einem Hügel außerhalb von Burghausen, an einer Schleife der Salzach. Auf einer Seite fallen die